

Der Rheinische Volkszeitung
 Dr. phil. Franz Gruebe

Sonntags-Blatt

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
 Hermann Rauch, Wiesbaden

Verantwortlicher Schriftleiter
 Dr. phil. Franz Gruebe

Wachdruck aller Mittel verboten

Nummer 27

Sonntag, den 3. Juni 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 3. Juni: Kolbe; Montag, 4. Juni: Franz v. Assisi; Dienstag, 5. Juni: Bonifatius; Mittwoch, 6. Juni: Norbert; Donnerstag, 7. Juni: Fronleichnam; Freitag, 8. Juni: Medardus; Sonntag, 9. Juni: Primitus.

Evangeliem des hl. Matthäus 28, 18-20.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.

Dreifaltigkeitssonntag

Ein Blick in die Tiefen der Gottheit.

1. Ein ganz kurzes Evangelium mit bedeutungsvollem Inhalt. Es führt uns bis in die Tiefen der Gottheit, enthüllt uns gleichsam das Familiengeheimnis der Gottheit. Und worin besteht dieses Geheimnis? Die Präkation vom heutigen Tage sagt es: „Ewiger Gott, der du mit deinem eingeborenen Sohn und dem hl. Geiste ein einiger Gott, ein einiger Herr bist, nicht in der Einzigkeit einer Person, sondern in der Dreifaltigkeit einer Natur. Denn das, was wir nach deiner Offenbarung von deiner Herrlichkeit glauben, dasselbe glauben wir auch von deinem Sohne, dasselbe von dem hl. Geiste, ohne Verschiedenheit in der Unterscheidung, so daß in dem Bekenntnis der wahren und ewigen Gottheit in den Personen die Eigentümlichkeit, in der Natur die Einheit und in der Majestät die Gleichheit angebetet wird.“ Mit diesen Worten ist das Geheimnis der heiligsten Dreifaltigkeit dargestellt. Man sieht es dem Wortlaut an: Er ist eine streng wissenschaftliche, aus dem Gegensatz zur Irrlehre heraus geborene und jedes Mißverständnisses ausschließende Erklärung des Geheimnisses. Es ist also gesagt: In Gott sind drei Personen. Jede Person ist wahrer, wirklicher Gott. Und doch sind nicht drei Götter, sondern nur ein einziger Gott, weil alle dieselbe eine Natur und Wesenheit gemeinsam besitzen. Die erste Person in Gott nennen wir Vater, die zweite Sohn und die dritte hl. Geist. Der Vater ist Ursprungslos. Der Sohn geht vom Vater aus. Durch die Tätigkeit des Denkens erzeugt der Vater den Sohn. Der hl. Geist geht vom Vater und Sohne aus, und zwar durch die gegenseitige Tätigkeit des Wollens und Liebens. Vater und Sohn lieben sich gegenseitig mit einer unendlichen Liebe. Diese Liebe ist so stark, so lebendig, so gewaltig, daß diese Liebe zu einer selbständigen Person wird.

Es darf aber hier nicht die Vorstellung aufkommen, als sei der Sohn und der hl. Geist ein Geschöpf des Vaters, oder jünger als dieser. Die drei göttlichen Personen sind einander absolut gleich an Größe, Dauer und Macht. (Präkation: ... so daß in den Personen die Eigentümlichkeit d. h. die den Personen zukommenden besonderen Tätigkeiten, in der Natur die Einheit und in der Majestät die Gleichheit angebetet wird.)

Zur Veranschaulichung des Dreifaltigkeitsgeheimnisses haben wir in der Natur nichts, was man damit vergleichen könnte. Es fehlt uns ein Gegenstand. Deshalb bleibt das Geheimnis immer ein Geheimnis. Der mensch-

liche Verstand sucht zwar in die Tiefen des Geheimnisses vorzudringen und es von allen Seiten zu beleuchten. Auch können wir nachweisen, daß das Geheimnis nichts Unsinniges, Naturwidriges enthält. Dagegen wird es ihm nicht gelingen, das letzte Dunkel aufzuheben. Erst im Jenseits werden die letzten Schatten fallen. Denn dort sehen wir, „wie Gott ist.“ Jetzt sehen wir durch einen Spiegel im Rätsel, alsdann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt ist mein Erkennen Stückwerk, dann aber werde ich erkennen, so wie auch ich erkannt bin.“ (1. Cor. 13, 12).

2. Im alten Bunde hatte Gott den Juden das Geheimnis der Dreifaltigkeit nur angedeutet. Ein Gott in drei Personen, das war den Juden noch unfassbar. Es bestand die Gefahr, daß sie diese Lehre im Sinne der Heiden mißverstanden und so zur Vielgötterei übergingen. Die Lehre mußte aber ihre Erklärung und nähere Darstellung finden, als die zweite Person in Gott, Jesus Christus, Mensch wurde. Was erzählt uns das Leben Jesu von der hochheiligen Dreifaltigkeit?

Zum ersten Mal begegnet uns die Dreifaltigkeit der Person in Gott bei der Engelbotschaft an Maria. „Der hl. Geist wird über dich herabkommen und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten.“ Darum wird auch das Heilige, das aus dir geboren werden soll, Sohn Gottes genannt werden.“ (Luk. 1, 35). Hier haben wir deutlich die drei Personen: den hl. Geist, die Kraft des Allerhöchsten = Vater, und den Sohn Gottes, der aus Maria sein Fleisch annehmen wird.

Wiederum offenbart uns die Existenz der Dreifaltigkeit der Vorgang bei der Taufe Jesu im Jordan. Matthäus berichtet darüber folgendermaßen: „Als aber Jesus getauft war, stieg er sogleich aus dem Wasser herauf. Und siehe, es öffneten sich ihm die Himmel und er sah den Geist Gottes herabkommen über ihn und wie eine Taube herabsteigen. Und siehe, eine Stimme vom Himmel sprach: Dieser ist mein Sohn, der geliebte, an dem ich Wohlgefallen habe.“ (3, 16, 17). Der Vater spricht, der Sohn wird von ihm als sein Sohn erklärt, und der hl. Geist läßt sich in sichtbarer Gestalt hernieder. Das alles geschah in Anwesenheit einer großen Volksmenge, die sich um den Täufer geschart hatte. Der Vorgang mußte unter den Zuschauern gewaltiges Aufsehen verursachen, da er über Natur und sein göttliches Leben ganz neues Licht verbreitete. Der Heiland nahm dann weiter bei seinem öffentlichen Wirken und Predigen sehr oft Gelegenheit, über seine Herkunft und seine Stellung in der Gottheit näheren Aufschluß zu geben. Sehr oft sprach er von seinem himmlischen Vater, dessen Willen er erfüllen müsse. Sich selbst erwies er als Gott, gleich mächtig wie der Vater. Als die Klarste und unzweideutigste Beweisstelle für die Existenz von drei Personen in Gott galt von jeher das Taufgebot Christi: „Gehet also hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes.“ Der Gott, in dessen Vollmacht und Kraft („im Namen“) die Taufe gespendet wird und zu dessen Eigentum und Dienst die Getauften geweiht werden, ist drei verschiedene Personen. Dies ergibt sich aus der Gegenüberstellung von Vater und Sohn, die in dieser Zusammenstellung nicht einen und denselben bezeichnen können. Dasselbe gilt bezüglich des hl. Geistes. Sohn und hl. Geist können auch nicht etwa Unpersön-

liches bezeichnen, da nach dem Sprachgebrauch der Schrift nur in dem Namen und auf den Namen einer Person getauft wird.

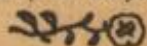
Jesu Taufgebot fällt zwischen Auferstehung und Himmelfahrt. Aber noch vorher hatte er Gelegenheit, über die hl. Dreifaltigkeit sich ausführlich auszusprechen. Das war bei der Abendmahlsrede. Es lag dem Heiland ganz besonders am Herzen, seine Jünger über sein bevorstehendes Leiden und seinen Heimgang zum Vater zu trösten. Jesus geht zum Vater, das war seine Rede, und wird auch seine Apostel einst in die Wohnungen seines Vaters heimholen. Den Weg dahin kennen sie alle. Denn sie kennen ihn, (Jesus) und er selbst ist der Weg, er, der Sohn Gottes in der innigsten Lebensgemeinschaft mit dem Vater. Das ist der erste Trostgrund für seine Apostel. Daraus folgt er einen zweiten: Es wartet ihrer eine herrliche Wirksamkeit auf Erden. „Um was ihr immer den Vater in meinem Namen bitten werdet, das werde ich tun, damit der Vater verherrlicht werde in dem Sohne. Wer an mich glaubt, der wird die Werke, die ich tue, ebenfalls tun, und größere als diese wird er tun.“ Endlich fügt er als dritten Trostgrund hinzu: „Und ich will den Vater bitten, und er wird euch einen anderen Tröster geben, damit er in Ewigkeit bei euch bleibe, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, denn sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht.“ Das war klar und ausführlich gesprochen.

Für die Wahrheit der Dreipersonlichkeit in Gott ist Jesus in den Tod gegangen. Denn die jüdische Obrigkeit hat ihn gerade deswegen, weil er sich zum Gott gemacht habe, zum Tode verurteilt. Noch an seinem Todestage hat Jesus im Angesichte des hohen Rates, als das höchste jüdische Gericht ihn verhörte, mutig und unerschrocken und freimütig seine Gottessohnschaft bekannt und nichts von dem zurückgenommen, was er früher gepredigt und von der Gottheit behauptet hatte.

3. Was folgt nun aus dem Geheimnis der heiligsten Dreifaltigkeit für uns? Einstens hatte der Heiland zu seinen Jüngern gesagt: „Ich nenne euch nicht mehr meine Knechte, sondern meine Freunde. Denn ich habe euch alles kund getan, was ich vom Vater gehört habe.“ (Joh. 15, 15). Auch uns hat er die tiefsten Geheimnisse seiner Gottheit kund getan, hat uns einen Einblick gewährt in die Vorgänge des geheimnisvollen Lebens der Gottheit. Was für eine Ehre für uns! Die Juden haben davon nichts erfahren, trotzdem sie das von Gott auserwählte Volk und durch einen besonderen Bund mit ihm verpflichtet waren. Uns Christen aber hat er Vertrauen erwiesen und uns mit seinem Ursprung und seinem Leben bekannt gemacht. Er hat uns Dinge erzählt, auf die unser Verstand niemals gekommen wäre. Wir gehören also zu seiner Familie, wir sind seine Kinder, seine vertrauten Freunde. Laßt uns das niemals vergessen! Und wenn es auch scheint, als ob Gott sich von uns abgewandt, als ob er nur Gedanken der Strafe und der Buße gegen uns habe, es scheint nur so. In Wirklichkeit ist alles, was wir von Gott erfahren, nur Gutes und Gerechtigkeit. Er läßt seine Freunde, die Mitwisser seiner Geheimnisse, nie lange in schlimmer Lage. Je länger er uns aber warten läßt, desto nachhaltiger und auffallender ist seine Hilfe und Rettung.

Das Geheimnis der hochheiligen Dreifaltigkeit ist das Grundgeheimnis des Christentums.

Es ist auf diesem Geheimnis aufgebaut. Denn die zweite Person in Gott, Jesus Christus, hat den Himmel auf einige Jahre verlassen, um in der Erlösung und der Gründung der Kirche die gefallene Menschheit wieder zu Glück und Ehren im Diesseits und Jenseits zu führen. Die Kirche erinnert uns tagtäglich daran, indem sie uns anweist, das Kreuzzeichen zu machen. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes. Wie oft sprechen wir diese Gebetsformel, und leider oft so gedankenlos! Wenn man Zeuge ist, wie so viele Leute das Kreuzzeichen machen und mit der Hand vor dem Gesichte eine Figur beschreiben, die mit dem Kreuze kaum mehr eine Ähnlichkeit hat, dann erkennt man gleich, daß das nur eine leere Form ist, ohne Gehalt und Bedeutung. Laßt uns mit Sinn und Ueberlegung diese bedeutungsvolle Andeutung unseres Glaubens an die heilige Dreifaltigkeit machen! Und wenn es uns auch nicht gelingt, jedes Kreuzzeichen richtig und vernünftig zu machen, ein gutes andächtig gemachtes Kreuzzeichen wirkt auf lange hinaus und sichert uns die Güter, die wir diesem Geheimnis verdanken.



Die hl. Chlotildis — stark in Gott

(3. Juni.)

Wer wird ein starkes Weib finden?
(Spr. 31, 10)

Sturm und Tobt wie wenige Menschenleben ist die Jugend der hl. Frankenkönigin Chlotildis. Ihr Oheim Gundobald von Burgund hatte ihrem Vater, dem eigenen Bruder Chlodwig, Thron und Leben genommen, ihre fromme Mutter Carene in der Rhone ertränkt, ihre zwei Brüder umgebracht und die älteste Schwester ins Kloster gesteckt. Täglich, wenn sie diesen Oheim sah, der fast ihre ganze Familie getötet, mußte ihr die Angst um eigene Leben kommen, und es mußte ihr eine Qual sein, das Wort aus der Hand dieses Menschen anzunehmen. So mußte sie es auf jeden Fall für eine Befreiung halten, als der junge Frankenkönig um ihre Hand anhielt.

Chlodwig war eine wahre Herrschernatur, wenn auch die Berührung mit dem feineren römischen Wesen den Barbaren in ihm nicht erstickt hatte. Auch war er noch Heide, und die Katholikin Chlotilde gab nur mit einem gewissen Zagen und um aus dem Hause herauszukommen, so viele grausige Erinnerungen sie schufen, das Jawort. Ihr Oheim gab ihr übrigens eine reiche Aussteuer mit und ließ sie als Königstochter mit glänzendem Waffengeleite nach Soissons bringen, wo die Vermählung stattfand. Schon mit dem ersten Tage hatte die Heilige das Herz ihres Mannes gewonnen. Und gerade weil sie ihren Mann als Christin liebte, war es ihr unablässiges Bestreben, auch ihn fürs Christentum zu gewinnen. Sie redete ihm in Liebe und mit Klugheit zu; Chlodwig hörte sie gern an, konnte sich aber bei seiner kraftstrophenden Veranlagung nicht entschließen, einen „gekrenzigten Gott“ anzubeten. Da die heilige Königin sah, wie ihr Wort das Eis nicht brach, betrat sie den hinführenden Weg des Beispiels. Sie ließ eine schmale Hauskapelle einrichten, erfüllte ihre Christenpflichten mit aller Pünktlichkeit, war aber vor allem gegen ihren Mann ganz Liebe und Geduld, daß der König sie ob ihrer seelischen Vorzüge noch mehr schätzte als wegen ihrer körperlichen Schönheit und Hoheit. Dazu flehte Chlotilde Tag und Nacht um die Belehrung ihres Gemahls.

Als ihr das erste Kind geschenkt ward, ein Sohn, erlaubte der König, daß es mit großer Feierlichkeit getauft wurde. Er starb aber gleich nach der Taufe. Die Königin empfand eine unsägliche Trauer; der König sprach voll Anmut: „Meine Götter sind erzürnt und haben mein Kind getötet, weil es die Christentaufe erhalten!“

Und doch willigte er nach Jahresfrist ein, daß auch der zweite Sohn die Taufe empfing. Als aber auch dann das Kind zum Tode erkrankte, geriet Chlodwig in wilden Grimm gegen seine christliche Gattin. Doch diese ertrug auch diesen Missetat in heroischer Geduld, nahm das Söhnlein auf ihre Arme und kniete sich vor das Bild

des Gekreuzigten hin und bat um die Genesung des Kindes — nicht ihretwegen, sondern um ein ganzes Volk mit ihrem Fürsten zu gewinnen. Ihr felsenfestes Vertrauen wurde erhört. Das Kind war plötzlich gesund; der Vater jubelte, pries staunend die Macht des Christengottes und versprach, selbst Christ zu werden.

Im Jahre 496 wurde der stammverwandte Frankenkönig Siegbert von den kampf- und benteufeligen Alamannen überfallen. Siegbert rief Chlodwig zu Hilfe. Dieser kam auch. Hinter Köln kam es zu einer blutigen Schlacht. Schon mußten die Franken weichen, da erinnerte sich Chlodwig an die Mahnungen seiner Gattin, erhob Herz und Hände zum Himmel und rief: „O Gott der Christen! Meine Götter verlassen mich. Hilf du mir! Und wenn ich siegreich aus diesem Kampfe hervorgehe, will ich an dich glauben und mich taufen lassen.“ Mit neuem Mute führte der König seine Truppen gegen den Feind; der Alamannenkönig fiel; sein Heer löste sich in wilder Flucht auf.

Chlodwig hielt sein Versprechen. Die Heilige suchte ihn in Verbindung mit dem hl. Remigius von Reims recht würdig auf die Taufe vorzubereiten, die der Fürst dann auch am Oftertage 497 mit dreitausend Franken empfing. Damit war der erste einflussreiche Germanenfürst katholisch. Und Chlodwig trat auch als Schlichter der Katholiken auf. Aber leider nicht in der edelsten Absicht. Ihm galt es vor allem, alle Franken in einem mächtigen Reiche zu vereinigen. Und bei diesem Streben scheute er auch Mittel nicht, die den Forderungen des Christentums schmerzhaft entgegenstehen. Die Heilige hatte darunter sehr zu leiden. Aber auch in diesen Stürmen zeigte sie sich als ganze Christin; in unendlicher Geduld und in flehentlichster Bittens für manchen Schullosen linderte sie das Leid, das eine unchristliche Staatskunst Juch und heiligte sich selbst. Mitten aus seinen Erfolgen heraus rief der Tod den noch kräftigen Chlodwig.

Chlotilde zog sich nach Tours zum Grabe des hl. Martin zurück, um dort in Ruhe und Einsamkeit, in frommem Gebet und rastloser Arbeit ihre Witwenjahre zu verbringen. Aber Ruhe sollte sie nicht finden; auch ihr Lebensende sollten wilde Stürme umtoben.

Ihre drei Söhne hatten das väterliche Reich unter sich geteilt. Ruhe war damit nicht geschaffen. Der Älteste fiel in einem Kampfe gegen Burgund. Er hinterließ drei Söhne; Chlotilde nahm sich ihrer an, um sie echt christlich zu erziehen. Aber ihre beiden jüngeren Söhne misgönnten den unmündigen Nissen die Herrschaft. Unter dem Vorwande, sie dem Heere ihrer Väter vorzustellen, rissen sie die Knaben von der Seite der Großmutter. Aber kaum hatten sie die Unglücklichen in der Gewalt, da stellten sie dieselben vor die Wahl, sich entweder das Haar scheren zu lassen, damit verloren sie nach damaliger fränkischer Anschauung das Adelsrecht, oder zu sterben. Böllig entsetzt riefen die Kinder: „Lieber tot als geschoren!“ und schon lagen zwei in ihrem Blute, während der dritte, man weiß nicht wie, gerettet wurde.

Chlotilde war durch dieses Verbrechen vollständig von der Welt getrennt; sie wollte nichts mehr von ihr wissen. In Werken der Nächstenliebe und tiefster Demut suchte sie die Untaten ihrer Familie zu wahren, bis sie am 3. Juni 545 starb. Ihr Leichnam wurde nach Paris gebracht und an der Seite ihres Gemahls in der Kirche des hl. Petrus und Paulus — jetzt St. Genoveva — beigesetzt.

Gerade in der Anfangsgeschichte der deutschen Stämme finden wir mehrere hl. Gestalten, die Gott durch furchtbare Heimsuchungen prägte. Wie die Erde auf hohem Gebirge am meisten den wilden Stürmen ausgesetzt ist, so sind auch die Menschen, die auf der Zinne der Zeit stehen, mehr als der stille Bürger den Strömungen der Zeit mit ihrer schneidenden Schärfe preisgegeben. Deshalb schon sollten wir nie das Gebet für die geistliche und weltliche Obrigkeit unterlassen. Wir müssen uns selbst ja schließlich dadurch am meisten. Laß, was uns hilft und schütz, du Herr der Herrscher, stark sein durch deinen Schutz und deine Güte. So daß wir friedlich wohnen und in deinem Schatten!

P. D. B. D. F. M.

Weggeleitet zum Glück

Von P. D. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

(Fortsetzung.)

Eifer im Guten. Begriff im Bösen.

Wenn die Menschen im Kriegsdienste auf der Erde es sich so schwer werden lassen, um Güter zu erlangen, die auf dieselbe Weise, wie sie erworben sind, wieder verloren gehen können, so dürfen wir wohl keine Mühe scheuen, wodurch wir solch ein Gut erwerben, dessen wir auf keine Weise wieder verlustig gehen können. Mit diesen Worten, die in der blutigen Kriegszeit doppelt schnell begriffen werden, ermuntert uns Augustinus, der christliche Cicero, zu der Tugend, die am Schlusse der sittlichen Tugenden genannt wird, die dort aber auch sehr passend ihren Platz hat, da sie ja das Tugendgebäude des Christen gleichsam krönt — er ermuntert uns zum Eifer im Guten.

Dieser Eifer im Guten besteht darin, daß wir willig und freudig Gott dienen und seine Ehre nach Kräften fördern und alle unsere Pflichten getreulich erfüllen.

Dieser Eifer im Guten betätigt sich im Dienste Gottes! Dieser Dienst Gottes ist nichts anderes als die Erfüllung des göttlichen Willens. Dieser göttliche Wille ist uns kundgetan in den Geboten Gottes und der Kirche, in den Befehlen und Anordnungen der rechtmäßigen Obrigkeit, mag es die geistliche, mag es die weltliche sein. Schon daraus sehen wir, daß der Dienst Gottes nicht nur Betätigung unserer religiösen Pflichten ist, daß der Eifer im Guten nicht allein die Tugend der Keuschheit ist, die die Welt mit dem Worte „fromm“ charakterisieren will. Allerdings, der wahrhaft fromme Mensch, der wirklich im besten Sinne des Wortes religiöse Mensch, ist von selbst eifrig im Guten — eifrig in Erfüllung aller seiner Pflichten. Dieser Eifer im Guten verlangt in erster Linie freilich treue Erfüllung der religiösen Obliegenheiten, treue Erfüllung der Gebetspflicht, ob die sich nun in der Vorbereitung der täglichen Gebete, im Besuche des Sonntagsgottesdienstes oder in der Erfüllung seiner Osterpflicht zeigt — ist ganz gleich. Und der wahrhaft Eifrige wird gerade im Besuche des Gottesdienstes, im Erscheinen an der Kommunionbank sich nicht mit dem durchaus Notwendigen, weil vorgeschriebenen, begnügen. Der Eifer im Guten verlangt aber auch, daß der Mensch dem Menschen gegenüber seine Pflicht tut. Daß der Familienvater für Weib und Kind forgt, und in dieser Sorge nicht nur ihr ewiges Heil berücksichtigt, sondern auch ihr zeitliches Fortkommen im Auge hat. Jemandem schreibt der bekannte Volkswirtschaftler Sombart, daß die katholische Kirche ihrer Natur nach kulturfördernd sei, weil sie eben treue Arbeit, redliches Streben, voran zu kommen heilige durch die Auffassung, daß diese Arbeit, dieses Streben von Gott befohlen sei; die irdische Arbeit also gewissermaßen mit dem Glanze der Ewigkeit umgibt. Bekannt ist ja allen das Wort des hl. Paulus: „Wenn aber jemand für die eigenen und zumal für die Hausgenossen nicht Sorge trägt, hat er den Glauben verleugnet und ist schlimmer als ein Ungläubiger.“ (1. Tim. 5, 8.) Also, diese Sorge, auch für das zeitliche Fortkommen der Hausgenossen, ist gleichsam ein Bestandteil des Glaubens.

Der Eifer im Guten verlangt auch, daß der Christ all seine Pflichten, die er der Gesellschaft gegenüber hat, treulich erfüllt. Daß der Priester ganz seine Kraft einsetze in seinem Amte, der Lehrer in seinem, der Richter, der Arzt, der Staatsbeamte auf dem Felde, das ihnen durch den Beruf zugewiesen. So ist denn klar, daß der Eifer im Guten nicht eine weltliche, sondern eine christliche Tugend ist, die jeder anstreben muß, der einmal ewig glücklich sein will.

Still geh' du deinen stillen Pfad
Und achte nicht des Lohns der Erde;
Froh hoffend streue deine Saat,
Dass sie bereinigt gedeihen werde.
Bricht du auch selbst die Früchte nicht:
All deiner Sorgen, deiner Mühen:
Die Getreid' erfüllter Pflicht
Wird dir aus Kampf und Not erblühen.

(Trichter.)

Wenn der Eifer im Guten sich ganz allgem. in treuem Gottesdienste, in treuer Erfüllung der allgemeinen Christenpflichten und der besonderen Berufspflichten betätigen soll, so hat er doch sein besonders reiches und erhebenbes Gebiet in der Förderung der göttlichen Ehre.

Diese göttliche Ehre kann der Mensch in sich selbst und in andren fördern.

Die Ehre Gottes wird in uns selbst gefördert vor allem durch die Übung der guten Meinung; dadurch, daß man alles, was man tut und trägt, leidet und hofft, dem Herrn aufopfert, alles was ihr tut, das tut von Herzen, als wie dem Herrn und nicht dem Menschen! (Koll. 3, 23.) „Ihr möget essen oder trinken, oder etwas anderes tun, tut alles zur Ehre Gottes!“ (1. Kor. 10, 31.) Von der guten Meinung war in diesen Blättern schon einmal ausführlich die Rede; hier sei ihrer gedacht gerade unter dem Gesichtspunkte, wie sie die Ehre Gottes fördert.

Sie nimmt gewissermaßen allem, was wir tun, die Richtung zur Erde und gibt ihr die Richtung auf den Allerhöchsten. Selbst das, was seiner Natur ganz irdisch ist, wie Essen und Trinken und die anderen Verrichtungen des natürlichen Lebens, will der Wostel durch die gute Meinung dem Irdischen entziehen, über das Irdische emporheben. Dadurch, daß wir diese Verrichtungen ausführen in der Erkenntnis, daß wir auch dadurch den Willen Gottes erfüllen, abeln wir sie, ändern ihr Wesen fast um, daß sie nicht mehr nur dem Leibe, sondern auch dem Geiste dienen. Aber auch insofern fördert bei solchen Handlungen die gute Meinung die Ehre Gottes, als sie uns am ehesten dahin bringt, in all diesem das rechte Maß zu halten. Wenn wir dies tun, meiden wir nicht nur die Sünde, die im Uebermaße liegt, wir üben auch die nahe-liegenden Tugenden, wir zeigen, daß wir von dem Geiste Gottes beherrscht werden; wir ehren dadurch diesen selbst.

Neuerlich ehren wir Gott, fördern wir seine Ehre, wenn wir unsere guten Werke auch vor den Menschen tun, uns so durch unser gutes Beispiel andere zur gleichen Pflichterfüllung aufspornen. Denn wenn auch der Heiland das Wort gesprochen, daß die Finke nicht wissen soll, was die Rechte tut, dann ist aber auch die Förderung von ihm, daß wir unser Licht vor den Menschen leuchten lassen sollen, damit sie unseren Vater preisen, der im Himmel ist: dem also Ehre erweisen, dessen Ehre wir fördern müssen. So müssen wir alle Pflichten erfüllen, die einem jeden vorgeschrieben sind, so die Werke verrichten, die uns als überzeugte Christen und Katholiken zeigen. Da ist es ganz verkehrt, keine Tat im „Kammerlein“ zu vollbringen; da heißt es: „Katholischer Mann, katholische Frau, an die Front! Heraus mit deinem Christentum!“ Und der Katholik, die Katholikin, die da schon im Hintergrunde bleiben wollen, werden etwmal nicht in Freude von dem Heilande als die Seinen bekannt werden, wenn dieses Bekenntnis die Einladung zum Eintritt in die ewige Heimat ist.

Doch wie diese Förderung der Ehre Gottes im Neuen noch besonders gelbt werden kann, davon ein andermal!

Gerächt

Zu dem deutschen Seesieg vor dem Slagerral.
Von Karl Hubert Meyer.

Es war gegen Ende des Jahres 1915. Der Heimaturlaub war vorüber. Wieder mußte Hermann Sanders die Reise antreten zum Heimatshafen seines Zerstörer-Schiffes. Zum zweiten Male mußte er sich von seiner Mutter trennen auf Leben und Tod.

Und wie war's erst der Mutter schwer, dieses Abschiednehmen! Schwerer als beim ersten Male, als der Kaiser seine blauen Jungens mobil gemacht hatte, in den ersten Augusttagen 1914, wo ihre beiden Söhne brüderlich Hand in Hand dem Rufe des obersten Kriegsherrn folgten!

Da sind sie freudigen, begeisterten Herzens dem Rufe zur Marine gefolgt, und lange noch hatte er Mutter ihr Abschiedslied in den Ohren:

„Unsere Flagge wehet auf dem Mast,
Sie verkündet unseres Landes Macht;
Denn wir woll'n nicht länger leiden,
Daß der Engländermann darüber lacht.“

Diesmal war das Abschiednehmen schwerer. Fast hatte sie geglaubt, es nicht überwinden zu können. Eine eigenartige Unruhe um ihn machte ihr Herz erbeben.

Seine letzten Worte: „Mutter, ich werde ihn rächen! Ich räche ihn, Mutter, und werde mehr noch als bisher mich dem Feinde entgegenstellen, bis uns der Endsieg wird, der mich wieder in deine Arme führt“, klingen lange in ihr fort. Sie kann die mütterlichen, ernsten, trostigen Worte, die wie ein Schwur gegenüber dem gesunkenen Jüngsten klingen, nicht vergessen.

Und nicht den toten Heinz, den der ältere Bruder an den Feinden rächen will.

Wie war sie doch bleich und alt geworden, seit im Oktober die furchtbare Nachricht gekommen ist, daß der Heinz elendiglich von englischen Seeräubern hingerichtet wurde.

Wäre er gefallen in offener, ehlicher Seeschlacht, sie wollte es eher ertragen. Aber so. Erbarmungslos, wehrlos niedergeknallt!

Zwar ist er für das deutsche Ansehen zur See, in Verteidigung des Reiches, für die Freiheit der Meere hinabgesunken in das weite mooskattische Grab der Wogen, ebenso für das Landes Größe geopfert wie jene, die in gigantischer Feldschlacht den Ruhm der deutschen Lande mit dem Leben erkaufen. Doch wurde er ein Opfer ruchloser, teuflischer Mordlust.

Wie war doch der Vorgang wieder?

Draußen war das Tauchboot, auf welchem Heinz dem Vaterlande diente, einem feindlichen Transportschiff begegnet und begann dessen Zerstörung, nachdem vorher die Mannschaft des Schiffes („Nicosian“ war dessen Name) in respektvoller Achtung der völkerrechtlichen Bestimmungen in Sicherheit gebracht war; da nahte am nebligen Horizont ein Dampfer, auf dessen Außenseite mittschiffs zwei Bretter mit aufgemalter amerikanischer Flagge angebracht waren. Eiligst kam es heran, hakte plötzlich die feiglich verbede britische Flagge und begann mit dem leichten, kleinen Tauchboot einen Kampf, dem letzteres bald zum Opfer fiel. Es sank, und die Bemannung suchte sich, da alles verloren war, zu retten. Es gelang einigen die Rettung an Bord der „Nicosian“, und die anderen versuchten an den herabgelassenen Tauen an Bord zu kommen. Und alle wären dem Leben erhalten geblieben, hätte nicht das Kriegsschiff, „Baralong“ war sein Name, einen Schurken zum Kapitän gehabt.

Sechs der tapferen Unterleutnanten gingen an den Tauen im Wasser und versuchten, sich hinaufzuheben.

Ein Befehl des Piratenkapitäns Mr. Pridel, ein Kommando, und die braven deutschen Helmsanken durchbohrt von den Kugeln der Mörder in die Flut.

Den anderen fünf, die bereits gerettet waren, ergings nicht menschlicher. Auch ihre Herzen verbluteten, von englischen Mörderblei zerrissen. Auch sie mußten erfahren, daß britischer Rachedurst nicht vor elendem, feigem Mordmord zurückschreckt.

Ein Zittern der Erregung und des Abscheues gegen die englische Niedertracht ging damals durch unser Volk, als es die Kunde, die tragische Kunde von der verabscheuungswürdigen Tat erfuhr. Es packte einen jeden, der deutsche Art und deutsches Wesen versteht, und zähneknirschend ballten sich die derben Fäuste der tapferen deutschen Blaujaken, zähneknirschend und sich gelobend: „Baralong, wir rächen deine Opfer! Das Morgenrot des jungen Tages bricht an, an dem britischen Räubertum Vergeltung wird!“

Und auch zwei andere hat es gepackt, als die Nachricht über die Schreckensstat wie eine Trauerkunde durch die deutschen Gänge eilte.

Dem Tage war der Abend gefolgt. Ein Herbststurm brauste durchs Land und riß das letzte Laub von den Zweigen. Gleich als ob sich die Elemente der Natur entseßelt hätten zum Protest gegen die vollbrachte Untat, so tobte der Sturm und heulte und seufzte, wie wenn's eine Drohung sei an das mordgierige Albion.

Mutter Sanders sah um Mitternacht im Lehnstuhl in ihrer kleinen Kammer, in der nur das

matte flackernde Licht der geweihten Kerze hindein leuchtete, die vor dem schlichten Hausaltar für ihren Heinz angezündet war, indes ihre glanzlosen, tränenumflorten Augen auf ein Bild nieder, schauten, immer und immer wieder, das sie vor Zeit zu Zeit an die dämmen, zuckenden Lippen führte.

Und fern am Nordseestrand stand in dieser Stunde ein junger Kapitän auf Deck seines Zerstörers und starrte gebrochenen Blickes in die wogende, tosende See. Und dann reckte er sich auf einmal. Es zuckte und zerrte in seinen Gliedern, und dann erhob er die Hand trotzig, drohend und rief es, schrie es in die stürmische, dunkle Nacht hinaus:

„Bruder, ich räche dich! Die Mörder süßnen mir deinen Tod!“ Und einer wiederholte es, und bald klang's aus allen Kehlen, daß es drohend vom Bord klang:

„Kapitän, wir rächen ihn! — — — Und einer stimmte an und alle fielen ein:

„Reich mir deine Hand, deine treue Hand,

Denn wir fahren gegen England.“

Doch als sie die Schlusstrophe sangen:

„Kommt die Kunde, daß ich bin gefallen,
Daß ich ruhe in des Meeres Flut,
Weine nicht und sei nicht traurig,
Für das Vaterland, da floß mein Blut.“

da wandte sich Kapitän Sanders abseits, und eine Träne rollte über seine schmerzverzerrte Wange, dem Bruder nachgeweiht. Und eine Träne zerbröckelte er, die die Sehnsucht ins Auge trieb, die Sehnsucht nach seinem heißgeliebten Mütterchen, das draußen sich um den Gefallenen härmte.

Viele Monate sind darüber vergangen, da durchheulte an einem frühen Sommermorgen eine bescheidende Botenschaft unser Land. Der Chef des Admiralsstabes der deutschen Marine meldete, daß die deutsche Hochseeflotte bei einer nach Norden gerichteten Unternehmung am 31. Mai auf den erheblich überlegenen Hauptteil der englischen Kampfflotte gestoßen sei, daß sich zwischen Slagerral und Hornsdriff eine Reihe schwerer, für die deutschen Seehelden erfolgreicher Kämpfe entwickelt hätten, in welchen der englischen Marine in entscheidender Weise die vielfach anerkannte Herrschaft zur See streitig gemacht wurde.

Wie sich Mutter Sanders freute! — Doch in die Freude fiel ein Reif der Sorge um ihren Einzigen, ihren Hermann, bis die Post einen eiligen Brief ins Haus brachte.

Schon an dem Schriftzug erkannte sie Hermanns Hand. Da jubelte es in ihrem Herzen, und mit freudiger Erregung riß sie nunmehr der Umschlag dieses Briefes ab.

„An mein Mütterchen“, hieß es im Brief. „Liebste, gute Mutter! Wir haben eine Schlacht geschlagen, wie nie das Meer sie sah. Lange hatten wir auf das Treffen gewartet, du weißt es, Mutter, wie ich mich danach gesehnt habe, den teuflischen Mordmord an Heinz zu vergelten. Und fürwahr, wir geben keinen Bardon! „Wehe dir, England!“ war unsere Parole. Und endlich kamen sie. Sie dachten uns zu überfallen, sie wagten sich in unsere heimischen Gewässer, und nun haben sie den Lohn. Fast ein Viertel der ganzen britischen Seemacht ruht in den Tiefen des Meeres, und überall, wo deutsche Herzen schlagen, da wird die Kunde der Erfolge der Hochseeflotte helle Begeisterung hervorzubringen. Die Tage der Schlachten sind ein herrliches, unvergängliches Ruhmesblatt in der Geschichte der jungen Kriegsmarine.“

Auch dich wird's mit Freude erfüllen, gute Mutter. Gott war mit unserem Werk, unser Herrgott, auf den wir Deutsche immer alle unsere Hoffnungen setzen, hat uns zum Siege verholfen. Auf den Knien wollen wir ihm danken und nicht aufhören, innig zu beten.

Daß Heinz diesen Tag nicht erlebte; er ist in Gottes Hut und alle die andern Kameraden, die in diesen heißen Tagen in den Wellen ihr Grab fanden. Mutter, wir schlagen den Feind und machten ihm die Welt Herrschaft zur See streitig, schlagen ihn entscheidend.

Heinz ist gerächt, und mit ihm alle, die für Deutschlands Ehre den Tod erlitten.“

Der Galgenpater

Im 19. Jahrhundert bestand noch zu Burghausen ein Hochgericht, und ein alter ehrwürdiger Jesuit des dortigen Klosters hatte seit vielen Jahren das schwere, aber bei ihm segensvolle Geschäft, die Verurteilten zum Tode vorzubereiten und zur Ruhestätte zu begleiten. — So ward er denn auch einmal zu einem jungen Menschen in den Kerker gerufen, der wegen eines schweren Verbrechens zum Tode verurteilt war. Die Umstände und Beweise lagen so eigentümlich, daß seine Schuld von den Richtern unbezweifelt ausgesprochen und das Urteil auch in München bestätigt ward. Der gute Galgenpater fand an ihm eine Gelegenheit zu neuer Pflichterfüllung, nämlich, ihn trotz seiner dringenden Unschuldsbeteuerungen dennoch zu Ergebung in Gottes Willen und zum freundlichen Tode als Christ zu bestimmen; und es gelang ihm dies auch in vollem Maße.

So kam der festgesetzte Tag der Hinrichtung, und der greise Galgenpater begleitete seinen jungen, lieb gewonnenen Freund auf dem Armenländerfarrn zur Richtstätte. Unterwegs durchquerte diesen plötzlich ein Lichtgedanke und er sprach zum Vater: „Ich weiß, Sie glauben an meine Unschuld; aber wie die Beweise liegen, könnten Sie doch noch einmal zweifelhaft an mir werden. Gott gibt mir aber in diesem Augenblicke das lebendige Vertrauen ins Herz, erbitten Sie sich von ihm irgend ein Zeichen für meine Unschuld; ich glaube fest, Gott wird es Ihnen bewähren!“ — „Gut“, sagte der Vater, „ich zweifle zwar nicht an deiner Unschuld; aber um dich zu beruhigen, bitte ich hiermit Gott, daß zum Beweise derselben der größte Sünder auf

vier Stunden in der Runde sich bekehre und ich solches erfahre.“ — „Ich danke Ihnen, lieber Vater, und vertraue zu Gott, Sie werden die Freude erleben.“ — So kamen sie zur Richtstätte, und der Jüngling starb wie ein Heiliger. Es war 5 Uhr nachmittags.

Gebrochenen Herzens lehrte der Vater in seine Zelle zurück, warf sich auf sein Lager und brachte die Nacht in Schmerz und Gebet zu, im Gedanken an den Verurteilten. — Morgens um 3 Uhr klopfte es an seiner Tür. Der Wächter meldete, es sei schon seit einer Stunde ein Mensch vor der Kirchentür, der dringend verlange, dem Galgenpater zu beichten. Er geht hinab in die Kirche, in den Beichtstuhl, und ein fremder Mann legt ihm ein stundenlanges Bekenntnis ab, wie er, obwohl Galgenpater, noch keines gehört, aber mit solchen Zeichen der tiefsten Reue, mit Schluchzen und Tränen, daß der gute Vater selbst innig bewegt ward. Als das Bekenntnis vorüber war, fragte er ihn: „Aber lieber Mann, wie kommt Ihr jetzt zu solcher Stunde, und gerade zu mir?“ — „Hört, Herr“, sagte er, „gestern nachmittag arbeitete ich wie gewöhnlich in meinem Stalle und dachte nicht an meine Sünden; da fiel's auf einmal wie Feuer vom Himmel in meine Seele und brannte mir im Geiste wie die Hölle, die ich offen vor mir sah, und alle meine Greuel standen mir vor Augen und ich rief: Ich bin verdammt! Da hörte ich eine Stimme in mir: Verzweifle nicht, mach dich auf, geh nach Burghausen, frage nach dem Galgenpater und lege ihm eine offene Beichte ab, und Gott wird dir vergeben, und so bin ich die Nacht durchgegangen, bis ich an Eure Kirche kam und Euch endlich fand.“ — „Und wie viel Uhr war das?“ — „Gestern nachmittag um fünf Uhr.“ — „Und wie weit wohnt Ihr von hier?“ — „Qui vier Stunden“, war die Antwort. Frohlockend blickte der Galgenpater zum Himmel.

Als ich dich auf deinem Wege sehen sah, und als ich erfuhr, daß du die Tochter der Jugendfreundin meiner Mutter siehst, von der sie mir gesagt, daß sie sie gern als Tochter annehmen würde, wenn ich sie lieb gewinne.

Da stand es fest bei mir, daß Gottes Güte uns zu einander geführt — und, ja, künat es dir auch kün, daß du mich lieb hättest, so, wie ich dich, und du es zufrieden sein würdest, wenn ich auch meinem geliebten Weibe nur ein kleines Inspektorstübchen als Heim anbieten könnte.“

O, wie mir das das Herz wachte unter seiner Rede! Tränen des Glückes drängten sich in meine Augen. Er hatte ja recht gesehen — ich liebte ihn, wie er mich, und ungestüm kam es über meine Lippen, daß es mir gerade recht wäre, daß er an Tinemanns Stelle bei Baron Egbert Inspektor werde, denn das Zeug zu einer Inspektorin hätte ich, Frau Zimmermann hätte es auch gesagt, worauf er vergnügt mit dem Kopfe nickte und versicherte, daß er in jedem Falle darauf gerechnet hätte, daß ich ihm eine Gehilfin sein werde in des Wortes ganzer Bedeutung.

Was er sonst noch sagte, ich weiß es nicht, ich war zu verwirrt und glücklich. Auch die Erkenntnis, daß es heute mittag keine Schoten geben könnte — hatte ich doch kaum einige Hände voll gepflückt — brachte mir keine Not, — denn daß ich mich inzwischen verlobt, ließ wohl auch Frau Zimmermann als Entschuldigung gelten.

Hand in Hand schritten wir so dem Hofe zu — mein Joseph wollte mich sofort den Zimmermanns als Braut vorstellen.

5.

Als wir den Salon betraten mit Gesichtern, die unser Glück verkündigten, — begegnete ich zu meiner Überraschung den glückseligsten Gesichtern zweier anderer jungen Paare. Jemand war mußte den jungen Diebdingers wohl felegraphiert haben, daß es keinen günstigeren Augenblick geben könnte, sich als Freier bei den von ihnen geliebten Mädchen zu präsentieren, und der Erfolg zeigte, daß sie sich nicht verrechnet hatten. Herr Zimmermann hatte, wohl zum ersten Mal in seinem Leben, von seinen Frauenzimmern sich breit schlagen lassen, vielleicht in der Furcht, sich mit dem Millionenfreier für seine Tochter lächerlich gemacht zu haben.

Auch glaubte ich, daß beide Zimmermanns froh waren, dem neuen Brautpaare, das sich ihnen in uns darstellte, ihre zwei gegenüber zu stellen, wie ich nie den geringsten Zweifel gehabt habe, daß Sine und Trine mir meinen Liebsten gönnten, wenn auch Herr und Frau Zimmermann sich hinterdrein etwas getäuscht und geärgert fühlten.

Denn mein lieber Joseph war ja doch der reiche Freier — nicht in das Inspektorstübchen, sondern in das Herrenhaus setzte er sein Frauchen, dieweil seine Verhandlungen mit Baron Egbert nicht irgendwelchen Posten bei diesem, sondern den Kauf seines Gutes bezweckt hatten.

Wie das Gerücht entstanden, daß es anders wäre? Ob sein einfaches, bescheidenes Auftreten, ob irgend welche Schmeichelei dazu Veranlassung gegeben, habe ich nie erfahren. Auch muß ich wohl bekennen, daß es mir nicht allzuschwer fiel, mich an die veränderte Sachlage zu gewöhnen. Es steckte eben doch auch ein Ewäherz in meiner Brust, das es nicht uneben fand, von dem liebsten Gatten sehr weich gesagt zu werden, und nicht nur meine bei Frau Zimmermann erworbenen Kenntnisse, sondern auch das, was ich von Kunst und Wissenschaft bei meinem Mütterchen gelernt, als seine Gattin verwerten zu können.

Doch sorgte mein lieber, bescheidener und tüchtiger Mann allerwegen dafür, daß sein Weib sich nicht überheb, es auch nie vergaß, daß seine Einfachheit und sein Fleiß ihm das Herz des Gatten erworben, wie ich ebenso berichten kann, daß Sine und Trine trotz Fräulein von Nochnas tüchtige fleißige Frauen wurden, achte Töchter ihrer fleißigen, tüchtigen Mutter und glückliche Gattinnen ihrer Jugendfreunde, der Gebrüder Diebinger.

Ja, Gott hatte es mit uns gut gemacht und was mich angeht, so erzähle ich jetzt schon meinen Kindern in Herzensfreude dieses liebe Stück aus meinem Leben.

Aus meinem Leben

(Schl.)

Erzählung von Redeatia.

Nachzulesen.

Höchst indigniert sagte das Trine, während Sine versicherte, keine Kaffeegesellschaft besuchen zu wollen, um nicht von ihren Freundinnen wegen des neuen Inspektors bei Baron Egbert aufgezogen zu werden, so daß ich wirklich nicht anders konnte, als nur so gerade hinzumerfen, daß ja Herr Wobruß, soviel ich wußte, noch gar nicht als Freier auftreten und keine von ihnen behaupten könnte, daß er ihr den Hof gemacht.

Ei, aber was hatte ich damit angerichtet!

Rachend fuhren beide Mädchen über mich her:

„Soll das etwas heißen, daß er dir die Kur gemacht?“

„Wäre dir recht, Frau Tinemanns Nachfolgerin in dem Inspektorstübchen zu werden?“

„Singst du mit dem Dichter:

Raum ist in der kleinsten Hütte

Für ein glücklich liebend Paar?“

Und weiter schwirrte es so in allerlei Neben um mich, bis Frau Zimmermann sich ins Mittel legte:

„Laßt Eile zufrieden“, sagte sie, „obgleich ich auch der Ansicht bin, daß es ein großes Glück für sie wäre, wenn Herr Wobruß sie zur Gattin haben wollte — aber ganz ohne Vermögen wird er sich doch keine Frau aussuchen.“

So sind die Männer nun mal nicht, ob ich dir auch das beste Zeugnis geben könnte, daß mit ihr kein Mann betrogen würde, denn du hast etwas Tüchtiges bei mir gelernt“, fügte sie, sich an mich wendend, hinzu.

Mir stieg das Blut immer heißer ins Gesicht und hastig machte ich mich aus dem Staube. Mir fiel zum Glück ein, daß ich Schoten für das heutige Mittagessen zu pflücken hatte.

Mit einem großen Korbe und einer dito Schürze war ich auch bald bei dem Erbsenbeet.

Meine Gedanken freilich waren es nicht, die trieben ein gar buntes Spiel in meinem Kopfe.

Könnte es wirklich wahr sein, daß Herr Wobruß, daß er sich auch sein Brot verdienen mußte, und deshalb an Herrn Tinemanns Stelle Inspektor bei Baron Egbert wurde?

O ja, dann konnte eine gewisse Stütze hoffen, am Ende doch zu seiner Stütze, zu seiner Gehilfin begehrt zu werden.

Frau Zimmermann selber hatte es bezeugt, daß ich etwas Tüchtiges bei ihr gelernt und das Wirtschaften verstände!

Ah, und wie gern wollte ich Frau Inspektor werden und in dem kleinen Inspektorstübchen wirken und walten, wenn er der Inspektor wäre, mich keine Arbeit verbrießen lassen. — ja, und wie wollte ich die Jahre bei Frau Zimmermann segnen — und ihr dankbar sein, daß sie mich tüchtig heran gehalten, und herzlich auch bereuen, daß ich sie in meinem Herzen oft streng und viel fordernd gescholten!

Dazwischen freilich sagte und haupie auch wieder mein Herz. — Hatte Frau Zimmermann nicht gesagt, daß Herr Wobruß sich doch bestimmen würde, ein ganz armes Mädchen zu freien, das keine andere Wittigst belasse, als ihre fleißigen Hände?

Woher hatte ich denn eigentlich die seltsame Gewissheit, daß er mich liebte und mich trotz allem erwählen werde?

Ja woher?

Tief senkte ich das Haupt, als ich so mich fragte, und dann tauchte ich plötzlich klopfsenden Herzens.

Stille Schritte nahen sich, die ich nur zu gut kannte, und da stand auch schon Herr Wobruß vor mir mit einem Anflitz voll des hellsten Sonnenscheins.

„Haben Sie wohl schon daran gedacht, daß es heute gerade vierzehn Tage sind, daß Sie sich des armen gestürzten Radlers hilfsreich annahmen? Sein Rad wurde allerdings bald wieder heil, aber die Wunde, die er selber davon getragen, die harret noch der Heilung durch Ihre milde Hand.“

Und den scherzhaften Ton in einen ernsten wandelnd und meine beiden Hände ergreifend, sagte er innig:

„Liebes Mädchen, ich liebe dich, du weißt es. Ich bin dir gut gewesen vom ersten Augenblick,